

(Nachdruck verboten.)

82]

Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

(Schluß.)

Da jammerte die Mutter laut, und in ihr Schluchzen mischte sich Schimpfen: siebenundzwanzig Jahre hatte sie hier gewohnt, siebenundzwanzig Jahre! Nun konnten sie, erst zum zweitenmal, die Miete nicht zahlen, und schon wurden sie herausgeholt von der Blutsaugerin, der alten Heze, der Haberborn, der jetzt das Haus gehortet! Die Berta hatte der nur feinerzeit den Hals umdrehen sollen, recht war's gewesen! Herausgeholt wurde man von der, wie hergelaufene Lumpenpapaschel!

Da rannte Artur in stummer Verzweiflung hin und her und tat so, als wollte er sich den Kopf an der Wand einrennen.

Nein, Mine hatte gar keine Eile, in den Keller zurückzukommen. Sie fühlte sich selber so lahm, so hoffnungslos. Mit einem traurigen Blick sah sie auf Fridchen und strich ihr die Härchen aus den verweinten Augen. Wenn ihr Fridchen es nur mal besser kriegte — wenigstens immer satt hatte!

Sie verlor sich in dumpfen Träumereien.

Da blieb jemand vor ihr stehen — eine Dame mit einem kleinen Mädchen an der Hand!

Der Sonnenschein blendete Mines verdüsterte Augen; verwirrt schaute sie drein.

Die Dame lächelte sie an. „Na, Mine! Kennen Sie uns denn nicht mehr?“

Nun kam sie zu sich. Das war ja Frau Müldner! Und das — das niedliche kleine Mädchen?!

„Zrmachen!“ rief Mine plötzlich, und, niederknieend, küßte sie das Kind, das liebe Kind, das sie so manche Nacht im Arm gewiegt und stundenlang auf und ab gefahren. Mit einem Schlag stand die ganze Zeit, die sie bei Müldners verlebte, wieder vor ihrem Geist. Ach, waren das noch gute, sorgenlose Tage gewesen! — Sie weinte.

„Endlich sehn wir uns doch mal,“ sagte Frau Müldner. Sie war augenscheinlich erfreut, ihr früheres Mädchen wiederzusehen, aber es lag zugleich Mitleid in dem Blick, mit dem sie die sorgengebeugte Gestalt des blassen Weibes überflog. Sie streichelte Fridchen. „Aber warum sind Sie denn gar nicht mal gekommen?“

„Weil mer'ich nich gutt genug ging,“ flüsterle Mine und senkte den Kopf tief auf die Brust. Und dann schluchzte sie plötzlich laut heraus — es war ihr wie eine Erlösung aufzuschreien: „Ne, gar nich gutt!“

Lange hatten sie miteinander an der Mauer des Botanischen Gartens gestanden. Wie Hundchen, die sich beschäubern möchten und doch Scheu voreinander haben, sahen die beiden kleinen Mädchen sich an, stumm, mit großen, erstaunten Augen.

Frau Müldner hatte Mine eingeladen, an dem nächsten Sonntag mit den Kinderchen zu ihr zu kommen. „Dann sehen Sie auch meinen Mann,“ sagte sie — „aber nicht mehr nach der Eisenacher Straße!“

Sie hatten jetzt eine geräumigere Wohnung bezogen; Mine staunte über die fünf Zimmer und die drei Treppen, die sogar mit einem Käufer belegt waren. Ja, daß Herr Müldner jetzt ein besseres Auskommen hatte, das war der Frau gleich anzusehen gewesen; dicke Backen bekam die ja wohl nie, aber sie hatte jetzt so eine schöne, gesunde Gesichtsfarbe, und Irma hatte ein feines Kleidchen getragen und einen weißen Strohhut mit weißem Seidenband.

Herr Müldner war nicht mehr im statistischen Bureau. Ein gewissenhafter Arbeiter und gut empfohlen, wie er war, hatte er seit geraumer Zeit eine einträgliche Stellung bei der Schöneberger Aktienbauengesellschaft inne. Es war eine Art Vertrauensposten. Er sah jetzt ordentlich nobel aus in seinem feinen, dunklen Tuchanzug und dem schöngeplätteten Falkenhemd; aber sein guter Blick und sein freundliches Lächeln waren dieselben geblieben. Mine bekam gleich wieder Vertrauen zu ihm. Wenn nicht alles so anders gewesen wäre, sie hätte glauben können, er stände wieder vor ihr in der engen, dunklen Küche der Eisenacher Straße und sähe sie an und

schüttelte den Kopf: „Aber, Mine, und das sagen Sie erst jetzt?“ Er hatte ihr damals doch gut geraten — mit einem Blick großer Liebe streifte sie ihre Kinder — vielleicht, daß er ihr jetzt auch wieder helfen konnte!

Als hätte Herr Müldner ihre Gedanken erraten, so sagte er jetzt: „Mine, meine Frau hat mir viel von Ihnen erzählt. Ja, ja, sie weiß auch, was es heißt: sorgen ums tägliche Brot. Zufällig sucht meine Baugesellschaft zum 1. Juli einen zuverlässigen Portier für ihr eben fertig gewordenes Haus in der verlängerten Wintersfeldstraße, an dem neuangelegten Platz; ich habe an Sie gedacht —“

„An uns —?!“ Mine unterbrach ihn, fast Klang's wie ein Schrei. Den Oberkörper vorgebeugt, starrte sie ihn an; sie las ihm die Worte von den Lippen.

„Ihr Mann mag sich morgen mal bei uns im Bureau melden. Die Herren sind nicht abgeneigt.“ Er mußte lachen, so ungestüm packte ihn Miene am Arm.

„Wir — wir 'ne Portierstelle?! Jeeses, 'ne Portierstelle! Herr Müldner, o Herr Müldner!“ Alle Fassung hatte sie verlossen; sie weinte und lachte, zitternd vor Erregung. „'ne Portierstelle! Ne, daß es uns nochmal so gutt gehen könnte, hätt ich nie nicht mehr geglaubt!“

Der Schatten vergangener Sorgen glitt wieder über ihr strahlendes Gesicht; all die schwarzen Nächte zogen noch einmal an ihrem Geist vorüber. „Un 's is ooch wirklich wahr, 'ne Portierstelle?“ fragte sie fast angstvoll.

Er nickte.

„O Jeeses, Jeeses, so 'n Glücke! Fridchen, hörste?! 'ne Portierstelle!“ Sie war ganz außer sich.

Herr Müldner war ernst geworden. Er räusperte sich und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Na, Mine, na, na, beruhigen Sie sich!“

„So 'n Glücke, Herr Müldner!“ schluchzte sie.

„Ja, ja, ich glaub's schon, daß es Ihnen jetzt gelegen kommt! Aber vergessen Sie nicht, liebe Frau, eine Sicherheit kann ich Ihnen auch nicht geben, ich —“

„Meinen Se, de Herren wer'n nich wollen?“ Ganz verstört riß sie die Augen auf.

„Nein, nein, das meine ich ja nicht. Aber, liebe Frau, ich meine — vergessen Sie nicht, es ist ja eben nur ein Glückszufall, der Ihnen diese Sache in den Schoß wirft; eine Sicherheit für Ihre Zukunft, eine Versorgung fürs Leben ist das doch nicht! Eine Garantie kann ich nicht übernehmen; auch keine Gewähr, daß Sie — daß Sie nun auch für immer — hm — er suchte nach Worten.

„Kriegen wer die Stelle?“ fragte sie hastig.

„Das ist fürs erste wohl sicher.“

„D, denn is alles gutt! Wer kriegen die Stelle — wer kriegen de Stelle!“ Eine Freudenröte leuchte auf ihrem Gesicht, in überströmendem Glücksgefühl sagte sie seine beiden Hände. „Denn is uns ja geholfen! Denn sind wer so glücklich!“

Ein fast wehmütiges Lächeln stahl sich um Herrn Müldners Lippen. „Wollen's hoffen, liebe Frau,“ sagte er. „Aber nun muß sich Ihr Mann auch dazu halten. Bedenken Sie: erst ein Vierteljahr Probezeit! Er zuckte die Achseln. „Aber ich vertraue auf Sie, Sie sind ja ein braves, tüchtiges Weib!“

„Ach, er wird jeh ooch schon,“ versicherte sie treuherzig, „da lassen Se mir nur for sorgen!“ Und dann faltete sie, in bestem Jubel lachend, die Hände: „Gott, Gott sei Dank! 'ne Portierstelle! Ne, so'n Glücke!“

Herr Müldner hatte sie nachdenklich betrachtet; das sah er wohl, ganz verstanden hatte sie ihn nicht. Sie dachte nur an das „Seute“. Aber war das nicht am Ende ihr größtes Glück?!

Und so war denn der erste Juli endlich da, an dem sie in das neue Haus zogen, in die geräumige Hofwohnung zwei Zimmer und eine Küche —, in die die Sonne hinein schien und die noch niemand vor ihnen verschmutzt hatte. Der Hof war ein Garten; den Springbrunnen in der Mitte umgaben große Rasenflächen, auf denen noch Blumenrabatten angelegt werden sollten und schon immergrüne Sträucher gepflanzt waren. Da konnte Vater Reschke gärtnern; hatte er doch in der letzten Zeit oft erzählt, wie er als Junge, an seiner Eltern Baun, Sonnenblumen gezogen und bunte Wäden, so herrlich,

daß das ganze Dorf gestaunt hatte. Und das viele Grün würde seinen Augen gut tun. Alles war hell und freundlich, selbst vorn die Portierloge am Eingang. Das hatte sich schon Mutter Reschke ausbedungen, da wollte sie viel sitzen und die Tür aufdrücken; hinten im Hof kriegte man ja nichts von der Welt zu sehen und zu hören, da konnte man sich lieber gleich begraben lassen, aber eine häufige An- und Aussprache schaffte neue Lebenslust.

Und außer der schönen Wohnung gab's noch vierzig Mark monatliche Vergütung für Bureau- und Haus- und Straßenreinigung und Fahrstuhlbedienung. Mine spannte kühne Träume; sie träumte von allerlei Nebenverdiensten, die man sich noch durch Teppichkloppen und kleine Gefälligkeiten bei den Mietern erwerben konnte; zu Oktober wurde ja das ganze, große Haus besetzt. Und dann kam Neujahr mit seinen Trinkgeldern! Schon jetzt freute sie sich darauf, daß ihr Herz klopfte.

Aber während so die Jungen leichten Herzens Sad und Rad aufstuden, trugen die Alten doch Leid.

Mutter Reschke verging fast vor Kummer. Als längst jedes Stück ausgeräumt war und die kahlen, finstren Kellerwände in ihrer Nacktheit doppelt traurig grinsten, irrte sie noch immer an ihnen entlang.

Hier hatte die große Rolle gestanden, und dort immer der Korb mit „Wärblang“! In diesem Winkel hatte sich einmal eine Maus im Petroleum erkauft, und da hatte sie eine andere, 'ne ganz riesig große, mit der Pantine totgeschlagen! Hier im Zimmer, am großen Sofatisch hatte sie so manchesmal fidel gefeiert! Ja, das war die Stelle, da hatte damals Ladewig gefessen! Wenn Mutter Reschke daran dachte, wie viel er getrunken und wie gut es ihm geschmeckt, zog sich ihr Herz schmerzlich zusammen. Sie jammerte laut.

„Amalchen — Maleken,“ murmelte Reschke, der immer hinter ihr drein tappte, „tröste der doch!“

„Ne, ik wer' mer so leicht nich anderswo finden, hier war ik nu so jewöhnt! Ach Zotte doch, alle meine scheensten Erinnerungen! Weeste noch, Vater? Siehste, hier is de Rijs, two mich mal zehn Mark rinjekullert sind — ob se noch drinne liegen?! Und da nebenan hatt ik de Fanz zu siken! Weeste noch? Zwanzig Pfund, eenfach irobsartig! So fett is mich nie keene nich mehr geworden!“

„Un hier is Zrete gestorben,“ sagte der Alte leise. Und dann, als sie aus der Küche zurück ins Zimmer wannten, flüsterte er noch leiser: „Un hier stand Trudeken an 'n lezten Morjen!“

„Ach ja!“

Sie verweilten stumm, beide wie festgewurzelt; scheinbar einzig übrig geblieben vom all dem, was einst hier gewesen.

Um sie her nur die rissigen Wände und der Staub und die Spinnweben in den Ecken.

„Wo bleibt ihr?“ tönte jetzt Mines lauter Ruf vom Eingang her.

„Man fir,“ schrie Artur. „Kommt man raus aus'n ollen Kellerloch! Gurra, jetzt geht de Reise los!“

Und Fridchen kam herunter gelaufen. „Kommt,“ sagte sie aufgeregt, „Mutta ruft,“ und winkte eifrig mit den kleinen Händen.

Der Alte faßte die Hand seiner Frau. „Kommt man, Mutter!“

Dicht nebeneinander, betraten sie die enge Kellertreppe; die verborgene Klingel ächzte nicht einmal mehr unter ihrem schweren Tritt, die war ganz stumm geworden — tot. Sie stiegen langsam hinauf, Stufe um Stufe. So nah aneinander geschmiegt, waren sie damals über diese Treppe gegangen, damals an ihrem Hochzeitabend, vor langen, langen Jahren; so Seite an Seite, so Hand in Hand. Und niemals mehr so — bis heute.

Oben die Straße war hell; blinzeln rissen sie die Augen auf. Sahen sie es denn heute zum ersten Mal?! Drüben links, an der Kirchbachstraßenecke, war das Materialwarengeschäft von Handke verschwunden, eine Schnitt- und Wollwarenhandlung breitete statt dessen ihre Herrlichkeiten aus. Und, drüben rechts, wo sonst Flaschen und Gläschen gewinkt, haumelten jetzt Kalbskeulen und Schinken und Würste im Schlächterladenfenster.

Alles anders geworden.

Sie seufzten und sahen sich noch einmal um und folgten dann der ratternden Fuhre.

Sie zogen alle davon.

Nur Elli, das Bauer mit dem ruppigen Dörchen auf dem

Arm, blieb noch ein Wenig zurück. Wo stecken denn nur ihre Verehrer? Verlangte es die gar nicht, ihr Adieu zu sagen?! Spähende Blicke nach rechts und links, über Straße und Trottoir, versendend, tänzelte sie vor der gähnenden Leere des Kellereingangs, den Vogel hin und her schlenkernd. Das erschrockene Tier sträubte die Federn und krächzte wütend. Da schlenkerte sie noch toller und sang lachelnd, laut und schrill:

„Denn dieser Papa-, Papagei,
Verbittert mir die Liebelei —“

Der Ton blieb Elli in der Kehle stecken. Mine war noch einmal zurückgekehrt. „Komm,“ sagte sie, faßte das Mädchen am Handgelenk und zog es unwiderstehlich mit sich fort. —

Rüstig wanderte Mine jetzt dem kleinen Zug voran, stramm aufgerichtet, obgleich sie ihre Jüngste trug und noch einen schweren Packen dazu; so wohlgemut schritt sie zu, wie sie daheim einst über die Felder gegangen, mit dem Grasbündel auf dem Rücken und der Sichel in der Hand. Die helle Sonne schien ihr ins Gesicht. Sie schaute hinein, ohne zu blinzeln. Das Licht tat ihr so wohl, das schöne, warme Himmelslicht.

Ihre Seele jauchzte und jubilierte, wie die Lerche, die mit endlosem Trilli vom lenzgrünen Acker aufsteigt ins klare Himmelsblau und sich wiegt und sich badet im goldnen Frühlingsglanz, der Rot des Winters entronnen, ohne Ahnung von Reif und Hagelschauern und künftigen Wintern.

Guy de Maupassant.

Er trat — nach eigenem Ausspruch — ins literarische Leben „wie ein Meteor“ und „ist erloschen wie eine Lampe, die kein Öl mehr hat“. Was dazwischen lag, war ein kühner Aufstieg, ein wundervoll reiches Schaffen voll weithin erklingenden Ruhmes, der ungehört kam; voller Unabhängigkeit, ja Wohlhabenheit, die er sich durch rastlose Arbeit erkämpft hatte; ein Leben, das vollbracht wurde zwischen ernstester geistiger Anspannung und schrankenloser Genießensfreude, zwischen aufstrebender Kraft und bohrender Tantalusqual. Maupassant, der größte und — was beinahe mehr bedeutet — der treuesten Künstler einer, verzehrte sich am eigenen Feuer: — „er brannte sein Licht von beiden Enden ab“, hat einer seiner Aerzte von ihm gesagt.

1850 am 5. August wurde Guy de Maupassant in einem von den Eltern als Sommeraufenthalt gemieteten Schlosse, acht Meilen nördlich von Rouen, an der normannischen Küste geboren. „Ich bin“, schreibt er einmal, „groß geworden am Strand des Meeres, des grauen, kalten Meeres des Nordens, in einer kleinen Fischerstadt (Etretat). Sie war immer heimgesucht vom Wind, vom Regen und den Wellensprizern. Sie war immer erfüllt von Fischgeruch, sowohl vom frischen, auf die Dämme hingeworfenen Fisch, dessen Schuppen auf dem Straßenpflaster leuchteten, als auch vom gesalzenen, in Fässer eingelegten oder vom gedörrten Fisch... gedörrt in den braunen, von Ziegelschornsteinen überragten Häusern, deren Rauch weithin über das Land die starken Düste des Frühlings trug.“ Fünf Minuten vom Strande entfernt liegt das Haus, in dem Maupassant aufwuchs und — abgerechnet einige Unterbrechungen bis zu seinem dreizehnten Jahre — verbleiben sollte. Die normannische Heimat, die rauhe See, die ihren Strand umbrauste, haben auch später, im ganzen Leben und Schaffen des Dichters, niemals ihren Einfluß verloren. Hier in Etretat besah er eine Villa; hier hauste er zu meist, wenn er nicht mit seiner Jacht auf Seereisen war oder in Paris oder sonstwo sein Quartier aufgeschlagen hatte.

Mit etwa dreizehn Jahren kam Maupassant auf das geistliche Seminar zu Yvetot. Während dieser Zeit regt sich bereits der Pyriker in ihm. Eine gereimte Epistel, die ihre satirische Spitze gegen die Klosterlichkeit lehrte und den Lehrern in die Hände fiel, gab ihnen Veranlassung, den Uebelthäter nachhause zu schicken. Nur kommt der Siebzehnjährige auf das Lyzeum zu Rouen, in die Stadt der „hundert Glockentürme“. Hier wird er mit Louis Voullhet, einem feinen Poeten und erfolgreichen Dramatiker bekannt. Dieser und Gustav Flaubert, der geachtete Schriftsteller, der mit Maupassants Mutter befreundet war, übten fortan auf die Entwicklung seiner geistigen Gaben den wohlthätigsten Einfluß aus. Es bricht der deutsch-französische Krieg herein. Maupassant wurde Soldat und mußte ins Feld. Einmal wäre er beinahe von den Deutschen gefangen genommen worden. Jedenfalls ist sein später oft und leidenschaftlich hervorbrechender Haß gegen den Krieg das Ergebnis fürchterlicher Eindrücke, die er in seinen Feldzugsmonaten gesammelt hat. Nach Friedensschluß geht er nach Paris — um die Beamtenkarriere einzuschlagen. Er tritt als Supernumerar beim Marineministerium ein, gegen fünfzehnhundert Frank Jahreslohn. Erst sieben Jahre später, als er in den Dienst des Ministeriums für öffentlichen Unterricht tritt, erhöht sich sein Gehalt um dreihundert Frank... Eigentlich aber betrachtet er diese Laufbahn als Durchgangsstation. Vom Frühjahr 1880 an ist Maupassant freier Schriftsteller. Doch bald darauf setzt die Tragödie

seines Lebens ein. Seit 1889 überfällt ihn ein akutes Nervenleiden. Es wird mit Aether zeitweilig bekämpft, tritt aber immer öfter, immer heftiger auf und schon im Sommer 1891 kündigt sich der Größenwahn als Vorbote des Wahnsinns an, dem der Dichter im Januar 1892 nach verschiedenen Selbstmordversuchen geistig und anderthalb Jahre später, am 8. Juli 1893, in einer Irrenanstalt zu Passy bei Paris auch leiblich erlag. Auf dem Kirchhof Montparnasse hat er seine Ruhestätte gefunden. Kein Denkmal prunkt dort; nur zwei Säulen, die einen Aufsatz mit dem Namen des Dichters tragen, ein aufgeschlagenes Buch ihm zu Füßen, künden dem Fremden, wer hier begraben liegt...

Kurz, sehr kurz war die Periode seiner Produktivität; streng genommen umfaßt sie nur ein Jahrzehnt, nämlich 1880 bis 1891. Aber ein Glutsommer, der überreiche Früchte reifte! Glaubert hat einst dem Verdendort zugerufen: „Grundsätze! Für einen Künstler gibt es nur einen: Alles der Kunst opfern.“ Nun, die Fülle dessen, was Maupassant geschaffen hat, ist mehr als die Erfüllung jener Maxime — sie macht erstauern. Seit 1883 hat er jährlich wenigstens zwei Bände herausgebracht; mehrfach drei und vier, 1885 sogar fünf Bände! Die Gesamtleistung des Maupassantschen Schaffens zwischen 1880 bis 1891 beträgt rund sechs Romane, dreihundert große und kleinere Novellen, ein Bändchen Gedichte, einen Wand Theater, drei Bände Reisen, von zahlreichen verstreuten Artikeln jeden Gebietes, die zusammen sicher einige Bände füllen würden, ganz zu schweigen. Von Maupassant gilt, was von allen Großen gilt: er gehört der Weltliteratur an. Unter allen Nationen, die — mit Ausnahme der Franzosen — diese seine Stellung bald erkannten, steht Deutschland wieder in vorderster Reihe. Seit einigen Jahren besitzen wir eine zwanzigbändige Gesamtausgabe der vornehmsten und charakteristischsten Werke Maupassants in der vorzüglichen Uebersetzung von Georg Freiherrn v. Dmpteda. (Verlag von Egon Fleischer).

Hierzu tritt nun Paul Mahn mit seiner monumentalen Darstellung von Guy de Maupassants Leben und Schaffen, im gleichen Verlage. Dieses biographisch-literarische Werk steht bis jetzt einzig da; denn in Deutschland existierte noch nichts; und selbst in Frankreich war nur eine kleine Monographie von Eduard Mornhail erschienen, die „aus Discretion für die Familie“ das Leben Maupassants lediglich in flüchtigsten Umrissen skizziert und seine Werke kaum streift! Was nun den Wert der Mahnschen Arbeit ausmacht, ist der Umstand, daß sie, statt bloß eine Lücke zu füllen, den Gegenstand ein für allemal mit fundamentaler Gründlichkeit behandelt. Was Mahn in seinem 564 Druckseiten umfassenden Werke bietet, ist die Frucht jahrelanger Studien. Es ist ihm gelungen, an den Stätten, an denen Maupassant gelebt und gewirkt hat, kostbare Aufschlüsse über sein dichterisches Gesamtschaffen, Dokumente und unbekanntes Material aufzuspüren, das zur Abrundung und Erkenntnis seines Bildes und Wesens dient. Hat ihm doch sogar fast der ganze Briefwechsel vorgelegen. Ueber dem vollen Nützlichkeitsliterarwissenschaftlicher Gelehrsamkeit, von der fast jede Seite des Buches zeugt, soll nicht die stilistische Darstellung vergessen sein. Die Mahnsche Schilderung dieses Dichterlebens liest sich selbst wie ein Roman; und die Analyse seines Schaffens, die Beleuchtung seiner Stoffe, die Würdigung seiner Technik und seines Stils sind mit all der Anmut und Grazie gegeben, die der Gegenstand verdient und erfordert. So ist denn die Mahnsche Monographie geeignet und berufen, die deutsche Gesamtausgabe der Werke Maupassants würdig zu krönen.

Eine Betrachtung dieser Persönlichkeit kraft der allseitigen Durchleuchtung, die sie durch den Verfasser empfangen hat, lehrt uns erkennen, daß hier Mensch und Künstler ein Ganzes sind, eines aus dem anderen hervorgehend, eines durch das andere sich erklärend. Und dann Maupassants vielseitige Bildung, die natürlich seine Weltanschauung vertieft und erweiterte, ihn, weil er zudem die Kunst leidenschaftlich liebte, zwang, unerbittlich wahr gegen sich und das Weltbild zu sein, das er in seinen Novellen und Romanen aufging. In ihnen tritt uns Maupassant so entgegen, wie er leibhaftig geartet war, wie er in jedem Falle selbst gedacht und gehandelt hat. Wollen wir ihn ganz erkennen, so brauchen wir nur seine Werke, die er mit Recht als eine „Sammlung von Lebensauschnitten“ bezeichnet, eingehend zu studieren.

Mahn unternimmt eine teils stoffliche, teils ethische und künstlerische Einordnung der Novellen, ohne doch die chronologische Entstehungsfolge aufzuheben. Zunächst unterscheidet er solche, in denen „seltsame Begebenheiten“ erzählt werden. Unter das Stichwort: „So ist das Leben“ fallen verschiedene Gruppen. Entweder schildern sie die „Ebenmäßigkeit des Daseins“ oder die „Kleinigkeit und Armeligkeit des Alltags“. Wieder andere Gruppen behandeln die „Komödie der Welt“, die „Ironie des Daseins“, die „Grausamkeit des Weltlaufs“ oder „Graues Elend“ und „Verfetztes Dasein“. Nacheinander kommen dann: „Fabliau“, „Soziale Geschichten“, „Bauerngeschichten“, „Kriegsgeschichten“; dann „Brutalitäten und Verberstungen“, in denen sowohl die Schonungslosigkeit und Verachtung der Schidlichkeit als auch Maupassants gelegentliche Neigung zu verwegenen Stoffen zum Ausdruck kommt. Meist geben diese Novellen fürchterliche Bilder von der Verkommenheit sozial zerrütteter Klassen. Sodann „Gespenster“ und „Wahngeschichten“, die aber alle Muster von Klarheit und Vernunft sind und nur teilweise als Zeugnisse für Maupassants Krankheit

angesprochen werden können. Die letzte Gruppe der Novellen behandelt die Liebe und die Frauen.

Bezeichnender als alle anderen Arbeiten begleiten die Romane des Dichters Lebensweg. Sie beweisen sich bis zu einem bestimmten Grade als Daseinsbekenntnisse, als Selbstbefreiungen, ausgelöst durch die jeweilige Lebenssituation. Hebt Mahn fast bei jeder Novelle — selbst der kleinsten — das, was stofflich oder künstlerisch gesehen typisch für sie ist, knapp, oft nur mit wenigen Worten, aber doch prägnant heraus, so verweist er bei den Romanschöpfungen natürlich länger. Auch hier zeugt seine analytische Beweisführung von einem feinen Urteil, dem trotz oder gerade wegen seiner Schärfe bündige Klarheit und sichere Zuberlässigkeit zu eigen ist.

In seinen ersten drei Romanen offenbart sich Maupassant als einer der größten Gesellschaftsatiriker unserer Zeit. „Une Vie“ (Ein Leben) ist ein wunderbares Stück normannischer Genialkunst. Hier ist der Charakter der Normandie, ja man muß genauer sagen des Landstrichs um Etretat aufs intimste festgehalten. Das ganze Weeinand von Seemanns- und von Landmannsleben gibt dem Roman die würzige Luft, den Hauch der „Scholle“, so urteilt Mahn sehr zutreffend. Indessen kommt für Maupassant als Satiriker doch am schärfsten sein weltberühmter Roman „Bel Ami“ in Frage; denn in ihm durchdringt die Gesellschaftsatire jede Zeile. Aus „Bel Ami“ spricht der erfahrene Schriftsteller, der viel herumgekommen ist, mannigfache Schichten und Kreise kennen gelernt und an ihnen kühl beobachtet hat. Es ist die Schriftsteller-, die Künstler- und Journalistenwelt im Zusammenhang mit den Politikern und Finanzleuten, mit intrigierenden und sich amüsierenden Weibern, ein wenig auch im Zusammenhang mit allerlei zweifelhaften Elementen, Hochstaplern und dergleichen. ... Bel Ami ist der dichterische Niederschlag der „ungeheuer steptischen Gedanken Maupassants über soziale Stufungen, über Verdienst und Lohn, über alles, was Staat, Tradition, Respekt heißt, was in der Gesellschaft oben und was unten genannt wird“.

Auch in „Mont Oriol“, dem nächsten Roman, nimmt die Gesellschaftsatire einen großen Raum ein, vor allem in der Fertigungs- und Patientenschilderung, aber auch in der Darstellung des gesamten Erwerbs- und Gründerlebens. In den drei letzten Romanen „Pierre et Jean“, „Fort comme la mort“ (Stark wie der Tod) und „Notre Coeur“ sowie in zwei unvollendet geliebenen Entwürfen „L'Amo étranger“ und „L'Angelus“ hat sich Maupassant nur noch vereinzelte satirische Streiflichter auf das Treiben der Gesellschaft um ihn her gestattet. Maupassant wirkt satirisch, nicht weil er „analysiert“, d. h. von den Dingen erzählt, sondern weil er der „objektiven“ Methode anhängt, d. h. möglichst hinter einer Handlung, einem Ereignis, einem Geschehnis steht und nur diese Dinge, ohne Beziehung auf sich, darstellt, so wie sie sind. Es wäre jedoch verkehrt, aus der Befleißigung peinlichster Objektivität folgern zu wollen, als sei Maupassant auch so kühl an seine Werke gegangen. Nein, er war von brennendster Leidenschaft ergriffen; nur mußte hernach der Mensch völlig schweigsam hinter den Künstler zurücktreten.

Dieser Unterschied wird aus seinen Briefen klar; doch auch aus der journalistischen Tätigkeit, die seiner schriftstellerisch-künstlerischen Voraufgang. Mahn widmet dieser „Lehrzeit“ ein besonderes Kapitel. Das sind dankenswerte Aufschlüsse, die hinwiederum durch briefliche Auslassungen Maupassants belegt werden, doch auch zugleich der Unvoreingenommenheit Mahns ein gutes Zeugnis ausstellen — obwohl er in deren Auswahl mit anglistischer Vorsicht verfährt, um nur ja nicht das „honette“ Bürgerturn zu kränken. Denn Maupassant, so peinlich objektiv er in seinen Werken ist, erscheint um so leidenschaftlicher, ungebundener in seinen Briefen — und Zeitungsaufsätzen. Er hat den Drang, sich mit allen Dingen und Zuständen auseinanderzusetzen. Kaum jemals hat ein französischer Sozialist über die herrschenden Klassen so herbe Urteile gefällt wie Maupassant, der bürgerliche Aristokrat. Er wettert gegen die „Standpunkte“ und „Richtungen“, als Kennzeichen der kritischen Masse; er macht sich lustig über „Respekt, Pietät, Tradition“, die „verhängnisvollsten und eingefleischtesten Dauerkrankheiten des französischen Geistes“; er zieht gegen die „Nachzügler“ zugunsten der „Vorwärtsdrängenden“ unter den Menschen zu Felde. „Ein Mörder, ein verräterischer Soldat, so verbrecherisch, so ungeheuerlich er sei, scheint mir weniger hassenstwert, ist weniger mein natürlicher und instinktiver Feind als diese Nachzügler mit kurzem Blick, die den Vorwärtsstrebenden ihre altfränkischen Vorurteile zwischen die Beine werfen: die verhärteten Lehrsätze unserer Vorfahren, die Litanei der fast schon Sage gewordenen Dummheiten, der unausrottbaren Dummheiten, die sie nachpappeln wie ein Gebet.“ In der Politik findet er die „schiden“ Diplomaten und die Hohlköpfe hauptsächlich. Er verhöhnt die politische Unreife des Pfahlbürgerturns, freilich auch die Republikaner, die im geheimen den vertriebenen Prinzen nachtrauern. Daß die Monarchie sein Ideal nicht sei, gibt er zu. Aber das Prinzip der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ebensowenig, ja er nennt es die „drei Pilger der modernen Politik“ und beruft sich darauf, daß die „Proportion“, die den Umständen angemessene „Stufung“ das Gesetz der Welt sei. Aus derselben Verkennung heraus verurteilt er das allgemeine Stimmrecht als „größten Blödsinn“!

Man sieht hieran, wie wenig sozialpolitische Einsicht Maupassant hatte oder damals haben konnte. Noch weniger kannte er die Arbeiterklasse, mit so viel warmer Sympathie er sonst immer vom Proletariat zu sprechen pflegte. Andererseits ist er jedem, nicht bloß dem „vierten“ Stande gegenüber frei von jeglicher Sentimentalität.

mentalität. Das beweisen seine scharfen Auslassungen gegen die Fürsten und ihr ausschließliches „Privatvergnügen“: den Krieg, den er nebst dem Duell als die fürchterlichste Dummheit der Gesellschaft bezeichnet. Er sagt es rund heraus: Die großen Zeitalter der Menschheit sind nicht die der Eroberungen und Kriege; es sind die der hohen Kunst, der reinen Kultur. Von einem Zeitalter der Medici und Ludwigs XIV. spricht man nicht, aber von einem solchen Karls des Großen — oder Bismarcks... Insbesondere geißelt er die „gute“, obere Gesellschaft. „Diese herrlichen Arcins“, schreibt er 1876 an Flaubert, möchte er samt „ihren edlen Hurendamen“ untergehen sehen. Und ein gutes Jahr später wütet er in einem Brief an eben denselben Freund geradezu gegen die Heuchelei und Stumpfheit der Oberen, die wie die Gesellschaft von 1793 hinweggefegt werden müßten. „Ich fordere die Tilgung der herrschenden Klassen: dieses Trosses häßlicher und stupider Herrchen, die in den Rücken dieser dummen und frömmelnden Schlange, die man gute Gesellschaft nennt, herumgeschwänzen... Ich finde jetzt, daß es wichtig war, daß die Septembriisten mild waren, Marat lahm, Danton ein weißes Kaninchen und Robespierre eine Taube. Da die herrschenden Klassen heute ebenso stupid sind wie damals, so darf man sie gewaltsam aufheben.“ Er, der selber von Geburtsadel war, haßte, wenn auch weniger die Sippe als solche, so doch ihre Dummheit, ihre parasitäre Faulheit, ihre besetzte Moral, ihre „Moral der Toren“.

Je mehr sich aber die Aristokratie aus kapitalistischen Interessen mit den höheren Schichten des Bürgertums zu verschmelzen begann, desto weniger befähigte sich Maupassant mit ihr. Dagegen läßt er — im vollen Bewußtsein jener großkapitalistischen Wandlung — in seiner meisterhaften Novelle „Fettluchel“ (Boule do Sauf) einen Aristokraten, einen ländlichen Großgrundbesitzer, einen Großindustriellen und einen reich gewordenen Schankwirt zusammen auftreten. Sie alle unterliegen demselben Fluch der Lächerlichkeit, des Egoismus und der Heuchelei. „Obwohl aus verschiedenen Gesellschaftsschichten stammend“ — erklärt Maupassant — „fühlten sie sich brüderlich verbunden durch das Geld, als Angehörige des großen Freimaurer-Bundes der Besitzenden...“

Man wird nun aus einer beträchtlichen Reihe seiner Novellen und Romane unschwer erkennen können, wie ensig Maupassant bemüht ist, den Einfluß des Geldes auf die intimen Verhältnisse des Lebens zu schildern. Bald widmet er der Vorherrschaft des Reichtums in der Ehe und den Geschlechtsverhältnissen der Bourgeoisie, aber auch im Landvolk — denn der Bauer ist ebenso geldgierig und habgierig — seine besondere Aufmerksamkeit („Une Vie“, „Bel Ami“, „Der erste Schnee“ usw.); bald führt er die aus Schleichheit der Gesellschaft, aus unübersehbarer ökonomischer Lage unglücklich oder verbrechertisch Gewordenen vor („Le Père Soud“, „Labbé Maudin“ usw.); bald schildert er die infamen Wirkungen des Geldhungers mit eisigster Ironie („Die Erbschaft“).

„Zehn Sous fehlen ist Stehlen, aber hundert Millionen verschwinden lassen, ist kein Stehlen...“ Bei den Reichen macht ein Mann, der sich anmaßt, „Dummheiten“; er ist, was man lächelnd einen Durcheinander nennt. Bei den Bedürftigen wird der Wunsch, der die Eltern zwingt, ihr Vermögen anzugreifen, ein schlechter Kerl, ein Lump, ein Halunke.“ Das ist so die heutige Bourgeoismoral. Und dennoch — man sieht das Weh, das Maupassant empfand, als er, „auf den düsteren Untergrund des menschlichen Glends gestoßen“, begriffen hat, „wie es für manche Menschen unmöglich ist, anständig zu bleiben“: — „Die Diebe, die Räuber, kurz alle Glenden sind unsere Kinder“, denn auch sie hat einst eine Mutter geboren...“

Maupassant als Darsteller ist Amoralist, sagt Mahn. Andere Beurteiler haben dasselbe behauptet. Wenn aber Maupassant auch nicht nach Art der „moralisierenden“ Schriftsteller — etwa der Georges Sand — verfährt, also nicht die moralische Beurteilung von außen her ins Leben hineinpreibt oder seinen Helden und deren Handlungen moralische Ersetten anhängt, d. h. „Verprädikate mit auf den Weg gibt“, so ist sein Amoralismus doch nur ein Scheinbarer. Charles Dumas hat in einem lebenswerten Aufsatz über Maupassant als Gesellschaftsatiriker („Neue Zeit“ 1908) auf diesen Umstand hingewiesen: bei Maupassant ergebe sich die moralische Beurteilung dialektisch aus der Bewegung selbst. „Haß und Liebe, Born und Ekel kristallisieren sich zu unsterblichen Lebensstypen. Ohne irgendwelche Vergleiche und Analogien erinnert diese dialektische, lebendige Moral an die Kritik der kapitalistischen, ausbeutenden Gesellschaft im „Kapital“ von Karl Marx...“ Auch Maupassant spricht das Todesurteil der kapitalistischen Gesellschaft, indem er als genialer Künstler einfach das gezeichnet hat, was ist... Auf analytischem Wege ist Mahn zu dem gleichen Resultat gekommen. Ernst Krowstki.

Kleines feuilleton.

Musik.

Romische Oper: „Fräulein von Belle-Isle“ von Spiro Samara. Die Erstaufführung der Oper von „Fräulein von Belle-Isle“ am Mittwoch führt uns auf eins der Schauspiele zurück, mit denen Alexander Dumas d. Ältere lange Zeit die fran-

zösische Bühne beherrscht hat. Sein Stück gleichen Titels vom Jahre 1839 ist von Paul Milliet zu einem Operntext gestaltet worden und dessen deutsche Bearbeitung durch Walthers Ehrenberg lernen wir jetzt kennen. Der Inhalt verlegt uns in die Kololozeit unter dem XV. Ludwig und sucht seine Wirkung hauptsächlich in dem Gegenstand eines sehr harmlosen Mädchens gegen das höfische Getriebe, namentlich gegen das sehr harmvolle Treiben des Herzogs von Richelieu — nicht des großen Staatsmannes, sondern seines weniger staatsmännlichen Großneffen. Dieser wettet, daß er das Fräulein von Belle-Isle sich zu eigen machen werde. Aber die Marquise de Priest schiebt im nächsten Dunkel sich selbst dem ahnungslosen Kinde unter. Was neben- und nachher bis zur friedlichen Lösung vorgeht, ist all zu typisches Theater, um uns hier aufhalten zu können.

Aber die Kololo Stimmung des Ganzen interessiert uns jetzt durch ihre Bedeutung für den Komponisten. Spiro Samara, den wir in Berlin zum erstenmal kennen lernen, ist in der internationalen Operwelt kein Neuling mehr. Von gemischter, hauptsächlich griechischer Abstammung, hat er in mehreren Ländern, zumal in Italien, manchen Erfolg errungen. Freundlich war immerhin der Erfolg, den er jetzt bei uns fand; aber erschütternd machten dem Publikum die Ausführungen noch mehr Freude als das Werk selbst. Dieses will nichts weniger als etwa eine neue Kunst schaffen, es will vielmehr gute Lieberlieferungen gut benutzen. Die bange Wahl zwischen realistischer Charakteristik und amnatiger Schönheit ergreift für Samara nicht. Er komponiert „durch“, d. h. ohne Zerteilung in einzelne Gesangnummern, und ergreift sich in fortlaufenden melodischen Linien, die sich häufig zu dramatischer Wucht und manchmal — wie in der Gebeizene der Titelpartie — zu einer größeren Rundung des Gefühlsorgans steigern. Das Runde und Weiche, die musikalische Wiedergabe der Anmut damaliger französischer Kunst ist des Komponisten Stärke. Mit einer Bevorzugung der milderen Blasinstrumente, ergänzt durch die häufig verwendete Harfe, erzielt er reichhaltige Klangwirkungen, zu denen in unseren Tagen sonst viel härtere und künstlichere Mittel angewendet werden. Dabei schmiegen sich Gesang und Orchester stetig den meist rasch wechselnden Situationen der Bühne an, und die Personen werden einander mit viel Aufgebot von musikalischer Zeichnung gegenüber gestellt.

Wer kennt nicht die idyllischen Kololobilder französischer Maler und Zeichner mit ihren lustwandeln, spielenden, schaulustigen Liebespaaren? Etwas von dieser graziösen Ränkelei hat uns denn auch die Ausstattungs- und Regiekunst der Romischen Oper vorgeführt, angefangen von dem weich wogenden Mädchenchor bis zu den dämmerigen Innerräumen, in denen Jugend und Laster sich gerührt in die Arme fallen. Sang, Spiel und Orchesterklang lieferten da wacker mit; und wenn wir der Sänglerin der Titelpartie, Mathilde Ehrlich, noch etwas mehr Klangfülle in der höheren Mittelstufe sowie dem Chor etwas mehr Weichheit in der Oberstimme wünschen, so ändert dies wenig an der Anerkennung, die der Gesamtarbeit gebührt. sz.

Bremer Oper. Im Bremer Stadttheater erlebte „Die Teufelskätze“, eine Oper von Anton Dvorak, ihre erste Aufführung in Deutschland. Der Text des angeblichen „Volksmärchens“ ist von Adolf Wenig, deutsch von R. Vaska. Die Idee? Das alte Motiv von der resoluten Frauenperson, vor der selbst der Teufel ausreißt. Alberne Höllenposen, die sich vergebens bemühen, den irdischen Teil der langweiligen Handlung durch den unterirdischen amüsanter zu gestalten. Die Musik erhebt sich nur in den Tanzrhythmen, und auch hier nur dank ihrer national-tschechischen Eigenart, zu jener Höhe, die man von Dvorak verlangen muß. Besonders die Gesangsstimmen sind mit einer besondern Farblosigkeit behaftet. Die „Aufführung“ wurde diesen Qualitäten des Werkes gerecht, d. h.: es gab eine ziemlich leichtfertig zusammengestoppelte Vorstellung (fünf Tage vor Saisonbeginn). Frau Rettner, die schon vor zehn Jahren bei der Prager Originalpremiere den Teufel in die Flucht jählg, war eine recht gute Kätze. Aber der Erfolg blieb doch aus. Summa: gestorben und begraben, im zehnten Jahre wieder aufstanden von den Toten und niedergefahren zur Hölle. F.

Vollstunde. Der Eindruck, den uns der soeben herausgegebene achte Jahresbericht der Dresdener Volks-Singakademie macht, rechtfertigt das Interesse, mit dem wir das Dresdener Seitenstück zu dem etwas jüngeren Berliner Volkschor in den ersten Anfängen begrüßt haben. Kluge Anlage und die Gunst örtlicher Verhältnisse vereinigen sich dort zu Erfolgen, denen freilich auch unser Chor nachkommen könnte, wenn ihm ebensoviel Mitglieder wie dem Dresdener (derzeit 403 aktive neben 1372 passiven!) zuströmten. Lächelnd laien wir von der Fürsorge der dortigen Lehrer für das Arbeiterkind. Reichreich ist die ausnehmend einzige Lücke im Erfolg: der Niedgang der Jugendkonzerte. Bedeutungsvoll erscheint die neue Einrichtung der Hausmusik-Abende — auch wenn uns das „achtstündige Klavierspiel“ ein Kopfschütteln bereitet. Der bereits für die zwei Jahre bis 1911 fertig vorliegende Konzertplan, der mit Handels „Samson“ schließt und dessen auswärtige Wiederholung verheißt, sowie die Vorträge in den Liebesabenden“ zeigen nicht nur, wie viel auf solchen Wegen geleistet werden kann, sondern auch, wie viel die beiden ganz jährlich arbeitenden Chöre 1907 leisten würden, wenn sie noch größere Anläufe nehmen könnten. sz.